

Marco Lodoli

INSELN ROM

Streifzüge durch die Ewige Stadt



Marco Lodoli ist »ein Verführer zum Kleinen und Unscheinbaren« (*Süddeutsche Zeitung*) und interessiert sich für alles – nur für das Ausgefallene noch ein bißchen mehr. Mit dem Auge des Kenners flaniert er durch die Ewige Stadt und entdeckt Skurriles, Witziges und Kurioses. Er nimmt uns mit an unbekannte Orte und führt uns durch Gassen und Winkel, in die sich kaum ein Tourist verirrt. Wir statten einem verwunschenen Antiquariat einen Besuch ab, erfahren von einer wunderbaren Konditorei, die vierundzwanzig Stunden geöffnet hat, treffen die Nachtschwärmer in einer Bar an der Piazza Venezia und genießen die Ruhe in einem Kloster und den Gesang der Nonnen ...

Ein einzigartiges Buch, das selbst für Rom-Kenner noch Überraschendes bereithält.

»Lodolis Leichtfüßigkeit ist ansteckend.« *Deutschlandradio Kultur*

Marco Lodoli, 1956 in Rom geboren, ist Schriftsteller, Journalist und Lehrer. Seine Feuilletons erscheinen regelmäßig in der italienischen Tageszeitung *La Repubblica*. Er lebt in Rom.

Im inselführer liegt außerdem vor: *Spaziergänge in Rom* (it 4159).

insel taschenbuch 4213

Marco Lodoli

Inseln in Rom



Marco Lodoli

Inseln in Rom

Streifzüge durch die Ewige Stadt

Ausgewählt und aus dem
Italienischen übertragen von Gundl Nagl

Insel Verlag

Umschlagfotos: Vincenzo Lombardo/Robert Harding
World Imagery/Corbis; Rainer Martini/LOOK-Foto

Erste Auflage 2013
insel taschenbuch 4213

Insel Verlag Berlin 2013

© Marco Lodoli 2003

Für die deutsche Ausgabe:

© Carl Hanser Verlag München Wien 2003

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
des Carl Hanser Verlags München Wien

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen
Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder
unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt
oder verbreitet werden.

Hinweise zu dieser Ausgabe am Schluß des Bandes
Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: bürosüd, München
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35913-5

In Rom kippen uns die barocken Kirchen Himmel, von Cherubinen und Heiligen wimmelnd, in die Augen, Firmamente, die von an Wolken geklammerten Geschöpfen überquellen, Fluten von Bildern, dazu gedacht, zu verblüffen und zu bezeugen, daß das Leben ein erstaunliches Theater ist, in dem alles sich aus unerforschlichem göttlichem Willen im Gleichgewicht hält. Da gilt es nichts zu begreifen, sondern nur mit offenem Mund vor dem geheimnisvollen Gepränge der Schöpfung zu verharren. Aber wir, Kinder der modernen Zeit und der Nüchternheit, sind nicht leicht in Erstaunen zu versetzen, wir betrachten diese Himmel mit dem getrübten Auge dessen, der meint, alles zu wissen und jeden Taschenspielertrick aufdecken zu können. Aber es gibt eine römische Insel, die ein ewiges Wunder birgt: dazu muß man die Kirche am Corso Vittorio Emanuele aufsuchen, die in der Stadt seit jeher Chiesa Nuova genannt wird, wobei ihr richtiger Name allerdings Santa Maria in Vallicella lautet. Der Platz davor wurde vor kurzem unter dem Wirbel der üblichen Polemiken saniert, aber darum geht es uns diesmal nicht: wir halten geradeaus und betreten das Halbdunkel des Hauptschiffs aus dem 17. Jahrhundert. Im Hintergrund, über dem Hochaltar, erscheint ein großes Tafelbild von Peter

Paul Rubens. Vermutlich ist es kein Meisterwerk des flämischen Künstlers, der auch in Rom viele wichtige Werke schuf, zumindest vom Standpunkt der Kunstgeschichte aus. Uns aber, die wir auf der Suche nach dem verlorenen Staunen sind, macht diese Malerei schwindeln. Das große Bild enthält ein viel kleineres Bild: eine Madonna mit Kind, goldgerahmt und im Auffliegen von einem Schwarm kleiner Engel gestützt. Andere Engel bewundern von unten die Himmelfahrt dieser wundersamen Ikone. Aber damit nicht genug: Jeden Samstag, zur selben Stunde, wird dieses Bild hochgezogen, wie eines dieser kleinen Fenster an den Kärtchen des Tombolaspiels, und darunter erscheint eine viel ältere Madonna mit Kind, ein Gnadenbild, um das herum die ganze Kirche errichtet wurde. Es ist also ein Bild, das ein Bild enthält, das ein Bild enthält. Es ist wie der Hinweis auf eine Zählung, die ins Unendliche geht, ein wunderbarer Stein, der, auf das Wasser der Jahrhunderte prallend, das Geheimnis der Mutterschaft bis zu uns, winzigen Wasserpfüten, bringt, in unsere überraschten Augen saust und darüber hinausfliegt.

Uns fortstehlen, das ist es, was wir gerne tun: nur fort von der »*maddening crowd*« und aufs Geratewohl um eine Ecke biegen, in einen Hof hineinspähen, zwischen den Steinen der Stadt auf der Suche nach einer verborgenen

Insel herumstöbern. Heute ist Sonntag, und eine Menschenwoge schwappt zwischen Campo dei Fiori und Piazza Farnese hin und her, nahe beieinanderliegenden Plätzen, die gut die zwei Seelen unserer Stadt widerspiegeln, volkstümlich und aristokratisch, frech und formell, lärmend und verschwiegen. Die Tische vor den Kaffeehäusern quellen über von Leuten, die Tageszeitungen durchblättern und gleichgültig die letzten Neuigkeiten und die milde Wärme der Novembersonne in sich aufnehmen. Aber vielleicht verspürt ja doch noch jemand Lust dazu, sich etwas länger in den Schatten fortzustehlen. Und so könnte er ganz leicht bei San Girolamo della Carità anlangen, einer Kirche am Beginn der Via di Monserrato, und solcherart das am wenigsten bekannte Werk von Francesco Borromini entdecken. Ganz bestimmt kennen die Römer die kühnen Linien von San Carlino und Santa Agnese, ganz gewiß haben sie irgendwann einmal erstaunt zum Turm von Sant'Andrea delle Fratte emporgeblickt und zur spiralförmigen Zuckertüte von Sant' Ivo alla Sapienza: aber die erste Kapelle rechts in San Girolamo ist um nichts weniger aufregend. Für die Verstorbenen der Familie Spada hat Borromini hier einen außerordentlichen kleinen Laden dauerhafter Stoffe ersonnen: eine unendliche Mustersammlung von vielfarbigem Marmor, der eine von einem fröhlichen Tapezierer verwaltete jenseitige Welt vorstellbar macht, eine Ewigkeit aus frühlingbunten

Seiden und Teppichen, auf denen man herumtollen und Purzelbäume schlagen kann, unbeschwert von dem Gedanken an den Tod. Der Tod, von hier aus betrachtet, ist kein furchteinflößendes Tor mehr, das man zitternd und betend durchschreiten muß, sondern ein leichter und bunter Vorhang, durch den man das neue Leben, das uns erwartet, erspähen kann. Und vor der Kapelle erhebt sich die bizarrste Balustrade, die man jemals gesehen hat: keine strengen Säulchen, keine eisige Betbank, um die Ellenbogen darauf aufzustützen und Vergebung für tausend Sünden zu erflehen, sondern zwei sympathische Engel – eindeutig die tüchtigen Verkäufer des Geschäfts –, die zwischen sich als Stoffrest ein kostbares marmornes Tuch mit roten Streifen ausbreiten, eine Draperie, die wie das prächtige Zielband einer glücklichen Existenz anmutet. Wenn Gott uns mit diesem Maß messen sollte, werden wir, ob im Himmel oder in der Hölle, auf jeden Fall sehr elegant sein.

Wie schwierig es doch geworden ist, Freunde zu treffen! Die Stadt scheint ein Schlachtfeld, unmöglich zu überqueren, eine Schranke aus vibrierenden Blechkisten und schlechter Laune, die dazu herausfordert, dort zu bleiben, wo man ist, im eigenen Viertel, im eigenen Wohnblock, im eigenen Nest. Wenn man zu einer Verabredung aufbricht, ist man schon von vornherein vollkommen verspätet, ein-

geschmolzen in den Lavastrom aus Autos, der um einen herum erstarrt, ja, man bereut bereits die verschrobene Idee, sich in einem Café mit einem Freund wiedertreffen zu wollen, den man seit längerem aus den Augen verloren hat. Und wiederum wird neue Zeit verstreichen, und vielleicht liegt die Schuld daran nicht nur bei diesem Knäuel aus Metall und erstickendem Smog, es ist das Leben selbst, das uns daran hindert, in aller Seelenruhe mit einem lieben Freund zu plaudern: jeder von uns hat tausend Dinge zu tun, und die Verabredung entfällt, wird auf die nächste Woche verschoben oder auf den Monat danach oder auf das kommende Jahr, wenn wir ein wenig Zeit finden werden, die wir uns selbst widmen. Es endet damit, daß man sich endgültig aus den Augen verliert oder sich zufällig trifft, in einer Straße der Innenstadt oder auf einem Fest, wobei man dann verlegen ist, weil man nicht dazu imstande war, das Treffen auch wirklich zu wollen. Das sind Begegnungen, die der endgültigen Trennung vorausgehen. Deshalb ist die Insel dieser Woche dem unfehlbaren Stelldichein gewidmet, an der Krümmung, an der sich seit Jahrtausenden – unvermeidbar und in Liebe – Aniene und Tiber vereinigen. Dazu muß man Ponte Milvio hinter sich lassen, Viale di Tor di Quinto bis zur Olimpica-Überführung durchfahren und gleich danach in eine kleine Straße nach rechts einbiegen. Dann heißt es noch, ein Zigeunerlager und zehn Sportplätze links hinter sich zu lassen, um

endlich bei einem Tennisclub anzulangen, der »La Mirage« heißt. Laßt uns unauffällig eintreten und auf das kleine Restaurant zugehen, das am Fluß liegt: die Suche ist noch nicht zu Ende, man muß noch eine Glastür und eine kleine gepflegte Rasenfläche passieren, um sich endlich über ein hölzernes Geländer beugen zu können: von hier aus sieht man die beiden Flußläufe ihr Wasser einträchtig miteinander vermengen, heute wie immer schon, Sekunde auf Sekunde, ob sie Hochwasser führen oder halb ausgetrocknet sind oder aber auch trübe und aufbrausend wie wir, aber treuer als wir im Einhalten einer Verpflichtung. Und im Anblick dieser Vereinigung laßt uns einen Kaffee trinken, vielleicht in Gesellschaft eines alten Freundes, und nach Worten suchen.

Die Bewohner vieler Gegenden Roms haben gewiß die allerbesten Gründe dafür, die Stare zu verabscheuen, die sich auf den Bäumen ihrer Straßen niederlassen. Zuweilen erblickt man geparkte Autos, die gänzlich vom Kot der Vögel überzogen sind, und ich stelle mir vor, daß manche Reinigungen sich durch das Putzen bekleckelter Sakkos und Mäntel goldene Nasen verdient haben. Vom Vogelmist betüpfelt, wird der Asphalt rasch zur Zirkusarena, in der viele unfreiwillige Clowns sich überschlagen und dabei Knochenbrüche und Kopfstöße riskieren. Man kann also

den Eifer, mit dem Bürger und Stadtverwaltung der Invasion der Gefiederten entgegenzutreten suchen, nicht rügen. Jene finden wiederum in der Stadt Millionen Brotkrümel und die Bequemlichkeit warmer Zentralheizungen vor und verspüren keine Lust, umzukehren, um auf freiem Feld zu frieren. Aber es ist schön, an manchen Morgen Pflichten und Probleme zu vergessen und stehen-zubleiben, um diese mitten im Blau und in den Wolken fliegenden Inseln zu bestaunen. Sie scheinen eine Laune der Luft, leichte und perfekte Kunstwerke, durch die uns die Geflügelten eine Weile für jede Erdschwere entschädigen. Es ist wie das Betrachten von Wellen und Feuer, ein Spektakel, an dem man sich nie satt sieht: die Reihen der Vögel öffnen sich zum Fächer, schließen sich wieder, von einer Seite senkt sich der himmlische Schatten nieder, auf einer anderen bäumt er sich wieder auf, das sind dann Wirbel und Schleier, Kapriolen und Schnörkel, und auch dieses Bild hält nicht einen Augenblick still und bleibt keinen Augenblick gleich. Es kommt einem vor, als würde man das Auge an das Kaleidoskop drücken, das uns als Kinder so sehr bezaubert hat: es ist eine unaufhörliche Metamorphose, etwas, was, einer harmonischen Ordnung folgend, ewig auseinanderfällt und sich wieder zusammensetzt. Was vielleicht wenige wissen und was mir von einem Experten des Phänomens garantiert wurde: diese wundervollen Figuren entstehen nicht durch Lust und

Laune der Vögel. Wären wir in der Lage, alles aus größerer Nähe zu beobachten, würden wir am Rande dieses luftigen Turniers das grausame Pünktchen eines Wanderfalken erblicken. Auch er ist von den Hügeln in die Stadt hinuntergezogen, aber er sucht kein Brot, sondern rohes Fleisch. Allein macht er sich auf die Jagd nach einem dieser kleinen Vögel, und nun verteidigen sich die Starenschwärme dadurch, daß sie sich im Himmel, je nach Attacke des Raubvogels, drehen und wenden. Jede Schönheit hat also den Schmerz an ihrer Seite, jedes Kunstwerk ist immer ein Kampf gegen den Tod.

Nach dem Getöse zum Jahreswechsel, nach dem endlosen Trommelwirbel vor dem Aufschlagen einer neuen Seite im Kalender, nach der ohrenbetäubenden Knallerei, den Megakonzerten im Freien und den Botschaften an die Nation und an den ganzen Erdkreis machen wir uns auf, eine Insel der Stille zu suchen, eine Insel aus Stein und Watte, die seit Jahrhunderten der Flut der Geschwätzigkeit widersteht. Es ist die Kirche der Santissimi Quattro Coronati, in der Straße gleichen Namens, um kein weiteres Wort zu vergeuden. Auf der schmutzigen Wiese vor dem Klosterkomplex irrt eine arme Verrückte herum, die in einer elenden Behausung aus Pappe lebt: manchmal zeigt sie sich nackt, auch im Winter, und das ist so, als würde sich in

ihrem Leib die Qual der ganzen Welt ausdrücken. Jenseits dieser Qual, jenseits dieser schrecklichen Pforte, öffnen sich zwei stille Höfe. Im ersten befand sich bis vor wenigen Jahren ein Institut für taubstumme Frauen, im zweiten ist die Pförtnerloge der Augustinerinnen untergebracht, Klausurschwestern. Früher dachte ich, daß die Klausur ein nicht zu rechtfertigender Rückzug aus der Welt sei, daß bloß Gewalt und Ignoranz junge Frauen dazu zwingen könnten, für nichts auf alles zu verzichten. Jetzt verstehe ich, daß die Aufgabe dieser Nonnen kostbar ist: es ist eine Energie, die wächst und sich nicht verschwendet, eine Zisterne aus reinem Wasser, um darin das eigene aufgewühlte Bild zu spiegeln und zu besänftigen. Wenn ich mich ganz besonders konfus fühle und hundert Hände ohne Grund an mir zerren und reißen und, wie der heilige Augustinus sagt, »die Seele sich in Gespenster ohne Zahl vervielfacht«, lasse ich alles stehen und liegen und gehe den Nonnen zuhören, die in der Apsis der Kirche manchmal nur für mich singen und gewiß sehr oft für gar niemanden. Dieses Zuhören ist viel wirkungsvoller als jeder Trank aus der Apotheke, es ist ein aufmerksamer und abgehobener Friede, ein Eintauchen in die Düsternis der eigenen Gedanken, die sich nach und nach auflösen und so klar werden, daß sie durchsichtig erscheinen, leicht, oft sogar überflüssig. Jeden Tag singen die Schwestern zur dritten Stunde, zur sechsten, zur neunten und die Vesper, es ist

also für den, der vorüberkommt, nicht schwierig, sie zu hören. Vom linken Seitenschiff aus erreicht man dann einen wunderschönen Kreuzgang aus dem 13. Jahrhundert, der aufs Restaurieren oder aufs Zerfallen wartet: das Abschreiten des Säulengangs umfaßt nicht mehr als ein paar Dutzend Meter, ein kleiner und stummer Äquator, der den unsinnigen Lärm des Planeten umhüllt und wieder in Harmonie verwandelt.

Die Nacht sollte das Reich der Unterschiedslosigkeit sein, der Zeitraum, in dem Gestalten und Rollen sich auflösen, in die uns das Tageslicht zwingt. Die Dunkelheit sollte es uns erlauben, kurz aus uns herauszutreten und die anderen außerhalb jener täglichen Theatervorstellung zu treffen, in der jeder seinen vorgeschriebenen Part hat. Leider wurden auch diese Stunden verworrener Freiheit durch Zünfte erobert, und so konnte es geschehen, daß man sich betrübt als Fremder in Lokalen wiederfindet, die ausschließlich von selbstgefälligen Freiberuflern bevölkert sind oder von abgerissenen Alternativen oder von ausgelassenen Schwulen oder von angehenden Tangotänzern oder von arbeitslosen Filmschaffenden. Jede Gruppe verfügt über ihre Örtlichkeiten, die es eifersüchtig zu verteidigen gilt, so wie die Pinguine ihre Eisschollen und die Bienen den Bienenstock verteidigen. Aber zum Glück exi-

stieren doch noch Freihäfen, wo der Pinguin und die Biene dicht nebeneinander trinken können. So etwa die Bar Castellino auf der Piazza Venezia, die immer offen hat, die aber besonders in der Nacht, gegen vier Uhr, fünf Uhr, zum wahren Niemandsland wird, Insel des Tages danach und des Tages davor, ein Meridian, überschritten von den vielen Parallelexistenzen, die unsere Stadt durchkreuzen. Hier streben die Nachtschwärmer und die Einsamen zusammen, die, die sich noch nicht schlafen legen wollen, die, die schon aufgestanden sind, und die, die nie zu Bett gehen: Tabaksüchtige auf der verzweifelten Suche nach Zigaretten, Studenten auf der Jagd nach der letzten Ausgabe von *Zagor*, Transsexuelle und Straßenkehrer, die gerade Pause machen, Alte mit ihrem blasenschwachen Hund, glitzernde Frauen und Herren im Smoking, auf der Heimkehr von irgendeinem Fest, Vagabunden, immer noch durstige Polen, exaltierte Mädchen, Japaner, die es in ihrem Hotel nicht mehr ausgehalten haben, zerbrochene Herzen und Liebespaare, verlorene Seelen. Die Bar Castellino bietet sich als vorübergehender Unterschlupf für alle an, gleich einem zerlumpten Madonnenschutzmantel: und das, was jeder ist, so viel oder wenig es sein mag, wird in den unglaublichsten Gesprächen ausgetauscht. Es beginnt damit, daß einer sagt: »Es ist ein bißchen kalt heute«, und endet bei Gesprächen über die großen Weltsysteme, man wagt schwindelerregende Inhaltsangaben des eigenen

Lebens und des Laufs der Welt, man lauscht unerhörten Begebenheiten, man schmiedet gemeinsame Pläne und verabschiedet sich für immer. Im Herzen der Nacht, in dieser Bar, werden die tausend Ängste des Tages zu einer einzigen lauterer Zuversicht.

Das berühmteste Bild von Arnold Böcklin, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts viele Jahre in Rom gelebt hat, heißt *Die Toteninsel* und ist eine vollkommen düstere Darstellung, eine gespenstische nächtliche Vision, die einem Schauer einjagt. Auch die Insel dieser Woche könnte diesen Titel tragen, es handelt sich nämlich um einen Friedhof, aber er ist der heiterste Friedhof, den man sich wünschen kann, ein Garten hoch über der Stadt, wo es schön ist, spazierenzugehen und nachzudenken. Wenn man die Via della Camillucia herunterkommt, biegt man in eine unscheinbare kleine Gasse ein, die Via di Casali di Santo Spirito heißt. Man verfolgt sie bis an ihr Ende und läßt dabei einen Spielplatz und eine kleine freie Fläche hinter sich, auf die die Hunde zum Auslauf geführt werden: man findet ein mächtiges Tor und auf Säulen zu seinen Seiten die geteilte Aufschrift: »CIMITAIRE MILITAIRE FRANÇAISE/CAMPAGNE D'ITALIE 1943-1944«. Jenseits dieses Gittertores erhebt sich ein von Olivenbäumen und Zypressen begrünter Hügel, und auf dem immer dichten

und gemähten Rasen reihen sich die Gräber der französischen Soldaten, die während des Zweiten Weltkriegs in Italien gefallen sind. Es waren alles junge Männer, das erzählen uns die auf den Grabsteinen eingravierten Namen, zwanzig oder kaum älter, auf dem Garigliano, auf der Chiusa di San Michele, auf dem Monte Majo zu Tode gekommen. Und es ist überraschend, zu sehen, wie viele von ihnen unter dem Zeichen des islamischen Halbmonds begraben sind, wie viele Omars, Achmeds, Mohammeds hier für unsere Freiheit sterben mußten. An sie erinnern wir uns nur im Zusammenhang mit der brutalen Szene im Buch und im Film *La ciociara*, in der Mutter und Tochter von marokkanischer Soldateska vergewaltigt werden. Aber diese Gräber erzählen auch die schmerzliche Geschichte Hunderter armer maghrebinischer Infanteristen, die gelitten haben und für immer hiergeblieben sind. Die Kreuze für die französischen Franzosen und die Offiziere liegen weiter oben, mehr an der Sonne, nach einer gänzlich irdischen und wenig verständlichen Hierarchie. Man geht schweigend zwischen diesen fremden Namen einher, bis man einen wunderschönen Ausblick auf die Stadt vor sich hat. Im Rücken liegt die ferne Qual der Geschichte, vor den Augen, dort unten, das lebendige Treiben Roms, aber auch das scheint so fern wie die schneebedeckten Berge am Horizont. Und dazwischen sind jetzt wir, um das alles aufzunehmen.

Seit Jahrhunderten ist eine steinerne Barke vor der Insel dieses Sonntags vertäut: es ist die berühmte Navicella auf dem Celio, die, wie durch Ansteckung, auch der gegenüberliegenden Kirche den Namen gibt. In Wirklichkeit heißt diese Kirche Santa Maria in Domnica und wurde 1513 unter Kardinal Giovanni de' Medici, dem späteren Papst Leo X., restauriert. Kaum in der Kirche, findet man, wenn man hochblickt, keine gefiederten Seiltänzer, barocken Wolken, von Blau und Gold glühende Fenster, nicht das atemberaubende Schauspiel, in vielen römischen Kirchen dazu bereitet, die Zweifelnden vom Glauben an das Wunder der Schöpfung zu überzeugen, an den Gott, der aus Barmherzigkeit alles im Gleichgewicht hält. Man wird vielmehr eine Decke aus hellem Holz erblicken, die mehr an den Schreiner von nebenan als an die großen Künstler der Renaissance denken lassen wird oder an die Tafelbilder und an die Holzplastiken eines alten Borzelli aus den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Dann aber wird man merken, welch außergewöhnliche Bilder in dieses Holz geschnitzt sind, ebenso einfach wie geheimnisvoll, jedes für sich in einem Rahmen, als hätte man einen großartigen Stoß Tarockkarten an die Decke geklebt. Es sind zum Großteil Veranschaulichungen der lateinischen Benennungen der Jungfrau Maria, in den Litaneien gebetet, die den Rosenkranz beschließen: Turris Eburnea, Refugium Peccatorum, Stella Matutina und andere, alle die